

Buchbesprechungen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **32 (1975)**

Heft 4: **Konservierung und Restaurierung von Fahnen**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

CHRISTIANE NEUFFER-MÜLLER und HERMANN AMENT: *Das fränkische Gräberfeld von Rübenach*. – Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Serie B: Die fränkischen Altertümer des Rheinlandes, Band 7. Herausgegeben von KURT BÖHNER. (Verlag Gebr. Mann, Berlin 1973.) 281 S., 17 Abb., 4 Tabellen, 64 Tafeln, 2 Faltbeilagen.

Die Untersuchung des infolge Autobahnbaus zutage gekommenen Gräberfeldes wurde bereits 1939/40 durch W. Rest und J. Röder im Rahmen eines Grabungsprogrammes des Bonner Landesmuseums begonnen. Sie galt damals als «große Ausgrabung», für die ein ungewöhnlicher Aufwand an Arbeitskräften und Mitteln zur Verfügung stand. Die Grabbeigaben überstanden den Krieg im Gegensatz zum Skelettmaterial, das in München durch die Kriegsereignisse vernichtet wurde. Im Jahre 1966 konnten der unterbrochene Ausbau der Autobahn fortgesetzt und im Zuge dieser Arbeiten weitere Teile des Gräberfeldes von H. Polenz erforscht werden.

Das Gräberfeld von Rübenach ist – abgesehen von Krefeld-Gellep – der größte systematisch untersuchte fränkische Friedhof des Rheinlandes, so daß die jetzt vorliegende Monographie einen nicht unbedeutenden Forschungsbeitrag darstellt. Insgesamt konnten 829 Gräber (inkl. 4 Pferdegräber) mit 837 Bestattungen freigelegt werden. Die Zahl der unbeobachteten und durch frühere Geländeänderungen und Wegbau zerstörten Gräber wird mit 170 errechnet, die Zahl der noch nicht ausgegrabenen mit vermutungsweise 100 bis 200. Die Gesamtzahl der Belegungen dürfte rund 1100–1200 umfaßt haben. Sehr aufschlußreich, für die Auswertung zwar nicht gerade willkommen, ist die Tatsache, daß rund 70 % der Gräber gestört bzw. geplündert waren; ungestört und zugleich Beigaben enthaltend waren nur 14%. Von den 829 Gräbern lassen sich auf Grund charakteristischer Beigaben 111 als Männergräber und 90 als Frauengräber sowie etwa 60 als Kindergräber bestimmen.

Nach der vom Herausgeber Kurt Böhner seit Anbeginn der Reihe festgelegten Disposition werden zuerst die Grabformen, die Bestattungssitten und schließlich die Grabbeigaben behandelt. Die Verfasserin Christiane Neuffer-Müller bietet mit ihrer sorgfältigen Beschreibung und Auswertung sowie dem vollständigen Katalog der Gräber und Funde eine zuverlässige Forschungsgrundlage. Das Inventar der Grabbeigaben, gegliedert nach den verschiedenen Materialgattungen, wie Ton-, Glas-, Holzgefäße, Schmuck, Waffen, Pferdegeschirr, Schnallen und Riemenbeschläge, Münzen und Gebrauchsgesetz, wird zusätzlich mit der üblichen Methode der Beigabekombination und des Vergleichs mit anderen datierten Funden auch im Hinblick auf die zeitliche Stellung ausgewertet.

Die Analyse der archäologischen Fakten erfährt durch eine am Belegungsablauf orientierte Untersuchung von Hermann Ament eine wertvolle neue Dimension. Sein wichtigstes Ergebnis ist die gut begründete Rekonstruktion des Belegungsvorgangs während der ganzen Dauer der Friedhofbenutzung. Da der Ablauf erfaßt werden kann, ergeben sich feste Anhaltspunkte einerseits für die relative Chronologie, andererseits für die gesellschaftliche Gliederung der Bestatteten.

Die «Schlüsselgräber» für die Hypothesen des Autors sind Hügelgräber (Tumuli), die offensichtlich die Grablegen höher gestellter Personen sind. In einem solchen Tumulusgrab und einem diesem benachbarten Pferdegrab wird der Ausgangspunkt oder mindestens ein Teil der frühesten Nekropole gesehen. An diese beinahe monumental zu nennenden Grabanlagen des Siedlungsgründers und seiner Familie schlossen sich die nachfolgenden jüngeren Bestattungen an. Die zeitliche Abfolge kann

in die Gruppen A–C gegliedert werden. Absolut chronologisch blieb der Friedhof von der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts bis um 700 n. Chr. in Funktion; er beginnt also mit jenem frühesten Reihengräberhorizont, der von J. Werner als «Stufe Flonheim-Gültlingen», von K. Böhner als «Stufe II» bezeichnet worden ist. Was die Analyse von Rübenach besonders aufschlußreich macht, ist die Kombination des erkannten Belegungsvorganges mit den überörtlich anwendbaren Chronologiesystemen. Die gegenseitige Verklammerung archäologischer Tatsachen und Erkenntnisse bringt erfreulicherweise neue, differenziertere Gesichtspunkte auch in bezug auf die absolute Zeitstellung.

An den Ergebnissen der Untersuchungen des Gräberfeldes von Rübenach partizipiert auch die Siedlungsgeschichte. Den zum Gräberfeld gehörigen Siedlungskomplex muß man sich zumindest als Dorf, wenn nicht sogar als Talschaft oder Grundherrschaft vorstellen. Die auf dem Friedhof beigesetzten Franken repräsentieren einen Personenverband, in dem niedere und höhere soziale Rangklassen sich fassen lassen. Aus den Beigaben können wehrfähige Franken, aber auch Abhängige und Unfreie erschlossen werden. In den Tumuligräbern und deren Beigaben – Grabformen und kostbare Funde, die nur in adeligem Zusammenhang aufzutreten pflegen – spiegelt sich die aristokratische Spitze der Siedlungsgemeinschaft. Man darf sie mit den adeligen Grundherren gleichsetzen.

Die archäologischen Aussagemöglichkeiten finden damit eine äußerste Grenze. Je länger, desto mehr gehört es aber zum Pflichtprogramm solcher Gräberfeldanalysen, eine Brücke zum Hochmittelalter zu schlagen, um wenn möglich aus jüngeren Herrschaftsstrukturen sichere Indizien für glaubwürdige Rückschlüsse auf ältere, in unserem Falle frühmittelalterliche zu gewinnen. Auch im Falle von Rübenach gelingt dies, da hier nachgewiesenermaßen bereits im 1. Jahrtausend eine Kirche, d. h. der Mittelpunkt einer Pfarrei, existierte, die samt einer die Zehntrechte umfassenden Grundherrschaft angehängt seit einer Schenkung König Arnulfs im Besitz der Trierer Abtei St. Maximin war. Kirche und Herrenhof als Zentrum einer Grundherrschaft, was durchaus dem üblichen Urkundenbegriff der «villa» entsprechen dürfte, können so in Rübenach lokalisiert werden. Wenn irgendwo, dann muß an der Stelle dieses Herrenhofes der Sitz jener adeligen Franken gesucht werden, die in den Tumuligräbern ihre letzte Ruhe gefunden haben. Rudolf Degen

HANS CONRAD ESCHER VON DER LINTH: *Ansichten und Panoramen der Schweiz: Die Ansichten 1780–1822*. Herausgegeben von GUSTAV SOLAR, Text von GUSTAV SOLAR und JOST HÖSLI [Orbis Terrarum, Sonderband]. (Atlantis-Verlag, Zürich 1974.) 368 S., 185 farbige und 72 schwarzweiße Abb., 1 Karte.

Hans Conrad Escher (1767–1823), als Erbauer des Linthkanals einer der großen Zürcher der Neuzeit, war Seidenfabrikant, Politiker, Naturforscher, Ingenieur und Geologe, Alpinist, Kartograph, Nationalökonom, Pädagoge und anderes mehr. Der Kunsthistoriker Gustav Solar fügt diesen Tätigkeiten nichts weniger als ein bisher unbekanntes zeichnerisches Lebenswerk hinzu: 890 Ansichten und Panoramen (nach dem Stand vom April 1774, nach heutiger Kenntnis noch um 50 vermehrt) aus den Jahren 1780–1822. Der Bildband, teilweise das Resultat einer Escher-Ausstellung in der Zentralbibliothek Zürich 1973, reproduziert von dieser topographischen Offenbarung 184 ausgewählte Stücke.

Der Titel ist leider nicht glücklich gewählt. Eschers Autorschaft und die folgende Formulierung sind nicht verständlich, wenn man nicht weiß, daß *Die Ansichten* den ersten Band einer in drei Ausgaben geplanten Gesamtpublikation darstellen; unter demselben Obertitel sollen im Orell-Füßli-Verlag noch *Die Panoramen* (ebenfalls eine Auswahl) sowie ein vollständiges *Werkverzeichnis* erscheinen (S. 9, 11 sowie 343, Anm. 2, 4, Literaturverzeichnis S. 354). Das vom Verlag in ungewöhnlicher Weise reich ausgestattete Buch ist in drei Teile gegliedert: Textteil (100 S. mit 1 Karte, 46 schwarzweißen und 29 farbigen Abb., dabei 1 vierseitige Faltafel), Bildteil und zugehörige Kommentare (190 + 39 S. mit 165 farbigen Abb., dabei 8 vierseitige Faltafeln) und Anhang von verschiedenen Nachweisen (28 S. mit 26 schwarzweißen Abb.). In der Einführung betont Solar S. 9 die nicht kommerzielle Zielsetzung der Produktion Eschers: «Seine Aquarelle und Skizzen sind wissenschaftliche Belege und zugleich persönliche Erlebnisberichte.» Die Kriterien der Bildauswahl werden S. 10–11 anvisiert, jedoch nicht näher begründet. Der folgende historisch-geographisch-biographische Essay *Vorwort eines Nichtschweizers für Nichtschweizer* ist ein Bekenntnis des Autors zu einer von ihren Traditionen geprägten Schweiz, in seinen Aussagen stets auf Escher bezogen «für ein besseres Verständnis seines Schweizertums». Auf vier Seiten wird in kritisch pointierten Aperçus vorgetragen, warum nur in der Schweiz «die Dokumentation über den Staatsmann und Naturforscher Escher lückenlos – und doch unbekannt» sein konnte. In der ersten Lesung kommen die Schweizer zweifellos zu gut weg, in einer zweiten hört man deutlicher den mahnenden Unterton, die Frage, ob es hier noch immer so rühmend ist und wie lange es noch so bleiben wird.

S. 17–19 skizziert Solar einen Abriß von Eschers verzweigten Tätigkeiten, damit dessen zeichnerisches Lebenswerk in seiner Bedeutung als Selbstzeugnis gewürdigt werden kann; denn «Selbstverwirklichung waren ihm nur seine Gebirgswanderungen im Verein mit der Naturwissenschaft und dem Zeichnen». S. 21–23 wird die Entdeckungsgeschichte dieses Werks geschildert, an der Jost Höfli als Initiator wesentlichen Anteil hat; ohne die aufflammende Begeisterung von Gustav Solar, der 1973 die Escher-Ausstellung veranlaßte, hätte allerdings auch dieser Funke nicht gezündet. Bemerkenswert ist für den Kunsthistoriker, daß die Primärquelle Johann Heinrich Füßli 1806 von Eschers späteren Biographen nicht zur Kenntnis genommen wurde. Jost Höfli, der beste Kenner des Kanalbauers Escher, tritt S. 95–108 auch als Mitautor in Erscheinung, indem er das Linthunternehmen (1807–1823) in aller Kürze anschaulich, übersichtlich und mit umfassender Sachkenntnis vorstellt.

S. 25–34 weist Solar auf Eschers frühe Erlebnisse und zeichnerische Anfänge hin; er zeigt, was es mit Unterricht in dem Johann Balthasar Bullingers Kunstschule, die Escher 1780–1782 besucht, und mit den innewohnenden Traditionen auf sich hat. Der interessierte Schüler ist zeichnerisch begabt und erlangt in kurzer Zeit eine gründliche handwerkliche Ausbildung, die ihn auch zu radieren befähigt. S. 35–59 wird unter dem schlichten Titel *Entwicklung eines Menschen* die Welt von Eschers Bildung ausgebreitet. Aufenthalte in der französischen Schweiz und die traditionelle «Fremdreise» nach Frankreich, England, Holland, Deutschland und Italien (1786–1788) prägen auch die landschaftliche Anschauung, die noch größtenteils in einem seit Aberli (1760er Jahre) herkömmlichen Vedutenstil praktiziert wird.

S. 61–67 tritt der Geognost Escher, der theoretisch und vor allem praktisch Autodidakt war, in Erscheinung. Solar charakterisiert die ältere und die zeitgenössische Geognostik, wie Escher sie in den 1780er Jahren vorfand, und hebt dessen tiefe, im Zusammenhang mit der zeichnerischen Produktion sehr wichtige Überzeugung heraus, daß die Welterschöpfung von der göttlichen Harmonie durchströmt und durchgeigt ist. Nach Escher sind

in der Natur «allgemeine Kräfte thätig, die unter gleichen Verhältnissen auch immer gleichförmig wirken»; er sieht nach eigenem Zeugnis «überall zusammenhängende Ketten, korrespondierende Schichtung, übereinstimmende Anordnung» (S. 63), die Gebirge sind ihm eine «unentbehrliche planmäßige Anordnung» (S. 67). Dieses Wissen ist bereits 1796 in einer naturwissenschaftlichen Vorlesung Eschers fertig formuliert (Hottlinger 1852, S. 104).

Die ungeheuren, auf Grund hoher Willenskraft und zähen Trainings im Dienst der Sache erbrachten physischen Leistungen des Bergwanderers (auf ungezählten Alpenreisen 1779–1822) führt Solar S. 69–77 mit eindrucksvollen Beispielen dem staunenden Alpinisten von heute vor. Seine Untersuchung mündet in die schon bekannte einfache, aber durch erstmaliges Quellenstudium erhärtete und im Hinblick auf das Ansichtenwerk wesentliche Feststellung: «Er war zu seiner Zeit der beste Kenner der Schweizer Bergwelt und als Politiker, Statistiker, Sozialpolitiker und Naturforscher auf lange Zeit hinaus der beste Kenner der Schweiz überhaupt.» Eine Übersicht aller Informationsquellen (Literatur, Zeichnungen, Denkmäler), S. 89–94 zeigt übrigens, daß Solar aus unpubliziertem Manuskriptmaterial schöpfen konnte und auch durchweg ausgiebig zitiert; Eschers Reisenotizen über die Jahre 1791–1822 umfassen allein 11 Hefte mit insgesamt 1450 engbeschriebenen Folioseiten, die vom Bearbeiter gewissenhaft studiert worden sind. Nebenbei wird S. 92 auch die Entdeckung des Porträtisten Diethelm Heinrich Lavater bekanntgegeben, dessen Escher-Profil das Buch als Frontispiz eröffnet.

Den Kunsthistoriker wird hauptsächlich das zentrale Kapitel *Der Zeichner und Aquarellist*, S. 79–87, interessieren. Solar unterscheidet Eschers Gebirgsaufnahmen nach äußeren Merkmalen (Ansicht, Panorama, panoramatische Ansicht) und nach ihren Funktionen als malerische (Escher nannte sie topographisch-pittoreske) Ansichten in konventioneller Vedutenart und geognostische Terrainstudien oder -skizzen (der Sprachgebrauch scheint nicht genau geregelt) sowie Panoramen, die vorwiegend linearen Charakter zeigen und «emotionell stark geladen» sind, weil sie als wissenschaftliche Dokumentation den persönlichen Ausdruck, die Weltanschauung Eschers, beweisen. Diese Unterscheidung fußt auf Eschers eigener Einschätzung und Erfahrung (S. 82, Brief aus Schänis vom Dezember 1811), wie sie auch von Besson bereits 1777 ausgesprochen wurde («peintre dessinateur – naturaliste dessinateur», S. 86). Von den Späteren vermerkt nicht zufälligerweise Carl Gustav Carus im achten seiner *Neun Briefe über Landschaftsmalerei* (1830) diesen Sachverhalt ebenfalls in positivem Sinn (von Solar nicht zitiert): «So sind mir Zeichnungen vorgekommen von Gebirgen, gezeichnet von Geognosten, welche, ohne irgend Künstler zu sein, die Notwendigkeit der Nachbildung einer gewissen merkwürdigen Gebirgsform empfanden, und diese Zeichnungen hatten so viel inneres Leben, so viel Charakteristisches, daß man einige technische Unbehilflichkeit gar nicht achtete und sie bei weitem vorziehen mußte andern ähnlichen Zeichnungen, von sehr routinierten Künstlern gegeben, aber ohne Ahnung von der eigentlichen Natur des dargestellten Gegenstandes.»

Der von Escher aus eigenem Impuls und Vermögen verwirklichte Schritt von der herkömmlichen Vedute zu einer ganz neuartigen geognostischen Sehweise, von der Nachahmung zum Eigenbau, offenbart auch eine qualitative Steigerung: «Je mehr die Gebirgsansichten den Charakter von geognostischen Studien annehmen, desto mehr wachsen sie über die Vedute hinaus.» (S. 80.) Zwischen den wenigen als solchen überlieferten Terrainstufen, die zu Hause nicht überarbeitet wurden (Abb. 39, 45, 54, 62, 65, 68, 90, 149), und den fertigen, nachträglich farbig ausgeführten, vielfach erheblich stilisierten Aufnahmen stellt Solar einen Bruch fest, der Eschers künstlerische Potenz, seinen Stilwillen über bloße Dokumentation hinaus um so heller ins

Licht rückt: «Wie Escher aus spärlichsten, kaum angedeuteten Strichen und Notizen Gebirgslandschaften und komplizierte Panoramen konstruieren oder vielmehr rekonstruieren konnte, ist nur schwer vorstellbar; er muß über ein außerordentliches Gedächtnis verfügt haben, dem sich das Landschaftsbild mit allen wichtigen Einzelheiten einprägte.» (S. 81.) Die bedeutendsten geognostischen Ansichten sind bewußt komponiert, linear und koloristisch «expressiv gestaltet», bringen Eschers Naturerlebnis «vom objektiven Erfassen zum persönlichen Bekenntnis» (S. 323) eigenwillig zum Ausdruck (besonders Abb. 20, 46, 50, 63, 71, 80, 82, 89, 99, 109, 117, 123, 132, 138, 140, 141, 159).

Solar hält S. 83 drei Entwicklungsphasen fest, die sich aus Eschers Lebensgang erklären: einen Frühstil bis 1789, rokokohaft vorrevolutionär, den leuchtenden reifen Stil um 1800 bis 1819 und einen stumpferen Altersstil bis 1822, der von «erlahmender Energie und Lebensfreude» zeugt. Wie auch sonst stellenweise, vermißt man besonders hier die schärfere Charakterisierung, ein deutliches Herausheben von Merkmalen, etwa durch Analyse vergleichbarer Aufnahmen wie Abb. 59 und 141 (Frühstil 1793, Spätstil 1820). Eschers Hauptwerke (ohne die Panoramen), die seine Schweise in die schweizerische Kunstgeschichte einführen, stammen aus der zweiten Epoche: Hohgant 1803 (Abb. 111), Campolungopaß 1804 (Abb. 99), Schin-schlucht 1806 (Abb. 42), das große Tödi-bild 1807 (Abb. 70), Grimselpaßhöhe 1811 (Abb. 124), Brennvagletscher 1820 (Abb. 144).

Nach einem kurzen historischen Exkurs über die topographische Vedutenkunst seit Dürer bespricht Solar auch Eschers Staffage, die kaum je uninteressant erscheint, da sie wiederum, im Unterschied zu vielen (nicht allen) zeitgenössischen Vedutisten, persönliche «Aussage über Wirkliches» darstellt. Die sicheren und möglichen Vorbilder für den realistischen, geognostisch zweckgerichteten Stil werden genannt: Besson und Bourrit, Spoerer/Kraus in Trebras *Erfahrungen vom Innern der Gebirge*, 1785; von den Zeitgenossen wird nur Jean-Antoine Linck S. 86 als Gegenfigur erwähnt. Dennoch betont Solar immer wieder Eschers Stellung abseits, bezeichnet das zumindest durch Quantität überraschende zeichnerische Werk als «eine einmalige, nur in ihren Teilaspekten mit Zeitgenössischem vergleichbare Leistung» (S. 9), denn «Landschaft – Gebirgslandschaft zudem – so zu zeigen, wie sie sich jetzt, in diesem Augenblick darbietet – das hat vor ihm noch niemand versucht» (S. 57); und «weder dem exakten Realismus noch dem Expressionismus Eschers kann Gleichwertiges zur Seite gestellt werden, weil es zu seiner Zeit diese Verbindung von Wissenschaft und Kunst nicht noch einmal gibt» (S. 86); zu Abb. 59: «Etwas derartiges ist vor Escher nicht möglich gewesen und auch nicht versucht worden.» Oder zu Abb. 142: «Hochgebirgsdarstellungen von solchem Realismus wird es noch Generationen nach Escher nicht geben.»

Daß in diesem ersten großen Anlauf so viele Superlative über den monographierten Helden fallen, scheint begrifflich. Zwar ist auch Solar in seiner Bewertung des geognostischen Zeichners als «Künstler» zunächst vorsichtig (S. 87). Man wird in Zukunft auch über Eschers immerhin erstaunlich «systematische Bestandaufnahme der Schweizer Bergwelt» (S. 328) in historischer Kritik differenzierter urteilen können, wenn erst einmal die topographische Landschaftskunst im allgemeinen und die Hochgebirgsdarstellung im besonderen genauer bekannt und durchleuchtet sein werden. Man wird den Höhenflug von Leonardo über Hans Conrad Gyger bis Joseph Anton Koch, von den neueren Zürchern Johann Caspar Ulinger als frühen Einzelgänger, Johann Ulrich Schellenberg und Ludwig Hess, die reisenden Engländer William Pars, John Robert Cozens und Francis Towne, den Reliefbauer Franz Ludwig Pfyffer und vor allem Caspar Wolf, dessen genialische Farbskizzen im Aarauer

Kunsthause zu besichtigen sind und demnächst in einer Monographie von Willi Raeber publiziert werden sollen, unter gleichen Bedingungen analysieren und die ganze Palette topographischer Möglichkeiten prüfen müssen, um Escher überhaupt gerecht zu werden; die meisten angeführten Künstler sind in diesem Buch nicht genannt. Gerade darum ist es ein entscheidender, ja provozierender Schritt zu einer künftigen historisch-kritischen Abhandlung der Hochgebirgsdarstellung, in deren Horizont der Name Escher bislang fehlte. So wäre denn die kühne Behauptung «in seinen besten Arbeiten erreicht er eine geradezu Hodlersche Ausdrucksgewalt der Gebirgssicht» (S. 9) in bezug auf die künstlerische Intention des großen Berners näher zu erläutern; auch beim geognostischen Escher ist eine Art Parallelismus offenkundig. Eschers künstlerische Bedeutung beschränkt sich vielleicht im wesentlichen auf diese geognostische Wesensschau der Erdoberfläche. Seine Beleuchtungseffekte sind zwar häufig, doch eher zaghaft; seine Wolkenbildung erscheint durchaus konventionell, wie unbeobachtet, und jedenfalls nicht naturwissenschaftlich.

Der Bildteil ist geographisch geordnet, teilweise zugleich chronologisch im Nachvollzug von Eschers Wanderungen. Die farbigen Reproduktionen (Photolithos der Vontobel-Druck AG, Feldmeilen) erscheinen mit Ausnahme von Abb. 11/12 durchweg gut geraten; leider sind viele der großformatigen, darunter auch das Tödi-bild, Abb. 70, im Bund gefaltet, was die Lesbarkeit von Eschers Beschriften erschwert oder verunmöglicht. Eine generelle Lösung entsprechend Abb. 117/118 und 158–160 schien finanziell wohl nicht tragbar, wäre dem Gesamteindruck jedoch sehr zugute gekommen. Abb. 89 ist oben so beschnitten, daß Eschers Notizen teilweise nicht mehr zu lesen sind. Die farbigen Abbildungen im Textteil, vor allem zwischen S. 41 und 48, sind weder numeriert noch paginiert, daher nicht leicht zitierbar, und figurieren auch nicht im Bildkommentar; man hätte z. B. über die Staffagegesellschaft der Naturforscher am Lac des Brenets 1820 (S. 56 unten zu S. 74) gern Näheres erfahren. Die Bezeichnung der Örtlichkeiten in der Legende erfolgt nach heutigem Sprachgebrauch; nützlich ist die jeweilige Angabe der Gipfelhöhe ü. M. nach der Landeskarte 1:25 000, zu begrüßen auch die überall vorhandene, noch immer nicht selbstverständliche Angabe des Formats in mm.

Der für den großen Leserkreis wertvollste Beitrag sind die Kommentare zum Bildteil S. 301–359. Sie beweisen eine erstaunliche Vertrautheit des Autors mit beinahe sämtlichen Escherschen Örtlichkeiten und Standorten; besonders im Tessin formuliert Solar en *connaissance de cause*. Damalige Zustände werden mit heutigen verglichen, geographische Korrekturen und historische Zusammenhänge (Bergsturz von Goldau Abb. 75, von Derborence Abb. 159) werden nicht zurückgehalten. Am Brunnigletscher, Abb. 83, wird die dokumentarische Bedeutung von Eschers Aufnahmen demonstriert. Eine Fülle von erhellenden Zitaten aus Eschers Reisenotizen versetzt den Leser unmittelbar an die biographischen und sachlichen Ursprünge. Der Autor ist allein um dieser vortrefflichen Fleißarbeit und Beurteilung willen zu rühmen (besonders zu Abb. 140); dem Verlag ist zu danken, daß er solch ausführliches Zitieren nicht verhindert hat. Die eigene kunsthistorische Sprache von Gustav Solar ist zugreifend, von erfrischender Lebendigkeit; sie kommt ohne «wissenschaftliche» Komplikationen und den Schwulst der Fremdwörter aus.

Einige kritische Bemerkungen seien trotzdem angebracht. Angesichts der Sonderstellung Eschers erscheinen kurze Formbeschreibungen (wie zu Abb. 143) in vermehrtem Maß wünschenswert. Zuweilen gibt sich die charakterisierende Würdigung etwas zu allgemein: «die auch im Kolorit geglückte und in der Wirkung beglückende panoramatische Ansicht» (Abb. 57), «die energisch und bestimmt, dennoch aber äußerst feinfühlig gezeichnete Pinselskizze» (Abb. 73). Die Vergleichsabbildungen

S. 322 zu Abb. 110 sind unklar, ein Detail des Alpenhorizonts in angemessener Vergrößerung wäre besser gewesen. Im Anschluß an Abb. 121, wo Solar den Vergleich mit Aberli herbeiführt und zu wichtigen Schlüssen gelangt (auch hier, S. 325: «mit Escher bricht – vor der Zeit – die Neuzeit der Hochgebirgszeichnung an»), wären ähnliche Vergleichsstücke heranzuziehen: Abb. 22 und S. 78 (Amdener Mulde, in Scheuchzers *Ouresiphoites Helveticus* 1724, Taf. nach S. 432), Abb. 26 (Taminaschlucht, in Scheuchzer ebenda, Tab. IV nach S. 152), Abb. 36 (Ilanz, von Ulinger um 1730/40 in Poeschels *Kunstdenkmälern des Kantons Graubünden*, 4, 1942, Abb. 46), Abb. 55 (St. Moritz, mehrere spätere Ansichten vergleichbar), Abb. 107 (Lago d'Orta, von Escher für Ludwig Hess aufgenommen, daher mit dessen Tessiner Seelandschaften zu konfrontieren), Abb. 109 (das Cardinell, mehrere spätere Ansichten vergleichbar), Abb. 123 (Lauteraargletscher, den zuvor Caspar Wolf porträtierte), Abb. 124 (Grimselpaßhöhe, von Joseph Anton Koch um 1793 und 1813, vgl. Lutterotti 1940, Abb. 31, 33, 108).

Die Anmerkungen zum Textteil S. 9–94 sind unpraktischerweise nicht anschließend, sondern im Anhang S. 343–346 untergebracht. Sie sind wohlthuend knapp gehalten; daher erscheinen auch die Exkurse Anm. 23 über Neujahrskupfer und Anm. 34 zum Basler Totentanz eher überflüssig. Das Verzeichnis der Bergwanderungen S. 346–352 ist für den näher Interessierten überaus nützlich, doch im Zusammenhang mit der entsprechenden Karte (nach S. 72, aus Hottinger 1852) nur mit Mühe zu bewältigen. Das Literaturverzeichnis S. 353–355 muß leider als das schwächste Glied der Informationskette bezeichnet werden; es ist, wie die Vorbemerkung eröffnet, unvollständig und überdies mit Druckfehlern und Ungenauigkeiten behaftet. Die Ausführlichkeit der Titelangaben ist sehr ungleichmäßig; Zeitschriftenartikel sollten stets mit Seitenzahlangabe und grundsätzlich nicht als Sonderdruck angeführt werden. Merians Topographien werden gewöhnlich unter Martin Zeiller zitiert; die anonym erschienene Würdigung Eschers im Neujahrstück der Stadtbibliothek Zürich für 1828 stammt vom Geschichtsprofessor Heinrich Escher (1781–1860); Plinius ist recht kurz wiedergegeben und wäre besser entfallen (zu S. 30); *Derborence* von Ramuz sollte in der Erstausgabe von 1934 zitiert sein; Rousseaus *Réveries du promeneur solitaire* von 1782 werden in einer kryptischen Teilausgabe von 1962 verzeichnet. Man hätte auch gern erfahren, welche der angeführten älteren Werke Escher kannte oder selbst besaß (z. B. Trebra 1785). Auch die Zeittafel S. 356–361 erscheint verbesserungsfähig. Die beiden Register, Örtlichkeiten in heutiger Schreibweise und Personennamen, sind aus Termingründen nicht vom Autor, sondern vom Verlag hergestellt worden; dies wird auch in der wissenschaftlichen Buchproduktion leider vielfach noch immer nicht anders gehandhabt. Der S. 329 genannte Arzt Hans Caspar Hirzel (1725–1803) ist nicht identisch mit dem sonst vorkommenden Schwiegersohn Hans Kaspar Hirzel-Escher, dessen Lebensdaten (1792–1851) freilich im Buch nicht erwähnt werden.

Diese Mängel (und andere) sind dem Autor alle bekannt und gegenwärtig. Man muß wissen, daß die Publikation in wenigen Monaten unter äußerstem Termindruck geschrieben und hergestellt worden ist; im Verkaufsgeschäft sind leider auch wissenschaftliche Werke, die über mehrere Generationen hinaus Gültigkeit erlangen sollen, als Geschenkbücher von der Frankfurter Herbstmesse abhängig. Das vorliegende Resultat ist ein Kompromiß und infolgedessen trotz mißglückter Details als imponierende Leistung sowohl der Autoren als auch des Verlags zu werten. Inzwischen wurde das Werk als eines der 33 schönsten 1974 in der Schweiz erschienenen Bücher prämiert, was nicht zuletzt dem Buchgestalter Heinz von Arx zu verdanken ist.

Gustav Solar erweist sich, wo immer es angebracht erscheint, als entschiedener Verfechter des Umweltschutzes; sein Buch ist

eine kulturpolitische Tat, in der Eschers aufklärerischer Elan durch das Mittel seiner zeichnerischen Dokumentation einer einstigen Schweiz (die damals nicht heiler war als in ihren späteren Zuständen) posthum weiterwirken kann. Der Republikaner Escher hielt wenig von Kunst, 1788 wie später: «Wir haben wichtigere, höhere Beschäftigungen: wir können für das Wohl unsrer Mitbürger arbeiten, u. daher muß uns die Kunst, die doch immer mit einem gewissen Grad von Weichlichkeit u. Schwäche der Sitten verbunden ist, zur Nebensache werden. Wir sehen lieber glückliche Bürger u. reiche Unterthanen auf unsren öffentlichen Plätzen als schöne Statuen!» (S. 86.) Nimmt man dieses alles zusammen, möchte man wünschen, daß dieses Buch unter den vielen Lesern auch einige Richtige trifft, die es nicht als Kunstbuch, mithin Statue, sondern als Aufforderung zur Wahrnehmung, zum Erlebnis unserer heutigen schweizerischen Umwelt begreifen.

Bruno Weber

WILHELM STEIN: *Künstler und Werke*. Herausgegeben von Hugo Wagner, biographische Einleitung von Michael Stettler. (Verlag Eicher & Co., Bern 1974.) 452 S., 118 Abb.

Wilhelm Stein (geboren in Zürich 1886, gestorben in Bern 1970) war nach längerer und umfassender Ausbildung im Jahr 1925 Dozent an der Universität Bern geworden, zuerst für Archäologie, dann für Kunstgeschichte der Neuzeit. Auf sich aufmerksam machte er mit einer schmalen und eigenwillig abgefaßten, ungebildeten Biographie Raffaels (bei Georg Bondi, Berlin 1922), dann mit einer ausführlichen Monographie über Hans Holbein d. J. (Verlag Julius Bard, Berlin 1929). In diesen Büchern drückt sich Steins Bemühen aus, die Werke der Künstler zuerst in ihrer äußeren Erscheinungsform zu verstehen und sie erst dann geistig zu durchdringen; er rechnet sie dem Leser nicht vordringlich als Produkte historischer Faktoren vor. Damit bewegt er sich auf einer ähnlichen Linie wie Wölfflin, den er auch vielfach zitiert. Im Ausdruck wirkt er aber mehr literarisch als wissenschaftlich, und er meidet – weniger aus Absicht als Veranlagung – methodische Strenge und erkennbare Organisation (Anmerkungen, kritischen Apparat, technische Angaben).

Der Erinnerung an die Person und der Zugänglichmachung des geschriebenen und gesprochenen Worts von Wilhelm Stein ist die Ausgabe gewidmet. Einige Freunde und die Familie haben sie realisiert. Mit einer aus liebevoller und gemessener Verbundenheit heraus verfaßten Biographie von der Hand Michael Stettlers wird Stein ein bleibendes Denkmal gesetzt, ein Denkmal, wie es in diesem Jahrhundert noch wenigen Kunsthistorikern in gleich schöner und feinfühler Art beschieden worden ist.

Aus dem nur 27 Nummern umfassenden Verzeichnis von Steins publizierten Arbeiten werden 9 abgedruckt. Daran schließen sich 10 Vorträge an, meistens Teile eines am Radio gesprochenen Zyklus «Meisterwerke der Gotik und Renaissance» (1938). Den wohl bedeutendsten und bisher der weiteren Öffentlichkeit unbekanntem Teil des Buches stellt der geraffte Abdruck von 15 diktierten Vorlesungsmanuskripten dar. Sie sind am ehesten geeignet, von Steins kunstgeschichtlichem Stil eine Vorstellung zu geben. Er ist gekennzeichnet durch eine seltsame Unsystematik. Seine Rede tönt kunstvoll-ungezwungen, sie belastet nicht und vermittelt inhaltlich doch viel. Die Gedanken werden angetippt, nicht konsequent verfolgt; in der Vermischung von vielem und im Unmethodischen liegt gleichsam die Methode. Gelassen und selbstverständlich schöpft Stein aus seinem fundierten Schatz historisch-philologischen Wissens und offenbart er sein subtiles Kunstverständnis. Eine Begabung, die Verschiedenstes ineinanderkreuzt und sich finden läßt, die ihre Bahn auch laufend verläßt und am Rand manch wertvollen Fund macht, die das gesteckte Ziel umschweift und streift, doch

selten trifft. Wer nicht das weite und vielfältige Spektrum kunstgeschichtlicher Bildung in einem vergleichbaren Maße wie Stein selbst zu überblicken vermag, kann an den Ausführungen nur äußerlichen Genuß empfinden, wer den erforderlichen Weitblick hat oder zu haben glaubt, fühlt sich angeregt und freut sich, so angenehm in die Geheimnisse genialen künstlerischen Schaffens eingeführt zu werden. Man möchte von Causerien sprechen – solchen mit Tiefgang allerdings und von einem hohen Anspruch an das Fassungsvermögen des Zuhörers. Neues, Eigenes und Handgreifliches mitzuteilen, ist Steins Ehrgeiz nicht. Das Substantielle ist bei ihm schwebend und getragen vom betonten Wort.

In jedem Falle bedeutet es Gewinn, in seinen Essais – dies ist vielleicht die richtigste Benennung seiner Werke – zu stöbern. Man muß sie nicht ganz lesen, ein oder zwei Abschnitte genügen schon, um die Gedanken zum Spielen zu bringen. In diesem Sinne hat es sich gelohnt, das verstreute und noch ungedruckte Werk, das – von der Renaissance ausgehend – sich über die Weite der abendländischen Kunstgeschichte erstreckt, in so großzügiger und fast beneidenswerter Art einer neuen Leserschaft zugänglich zu machen, einer Leserschaft, die den Autor nicht mehr als Zeitgenossen lobt und kritisiert, sondern ihn bereits als historische Person und Mitglied jener Gruppe von Kunsthistorikern betrachtet, die keine Forscher waren, sondern Vermittler eines vielfältigen gelehrten Wissens und Lehrer des Sehens.

Lucas Wüthrich

GEORG GERMANN: *Neugotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie.* (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1974.) 248 S., 98 Abb.

In ZAK, Band 30, 1973, Heft 2, S. 120f., hat André Meyer die 1972 in London erschienene englische Fassung von Germanns Neugotikbuch ausführlich besprochen. Der ein Drittel der Seitenzahl umfassende Bildteil wird jedoch als «reiches, größtenteils vom Autor selbst aufgenommenes Bildmaterial» nur kurz erwähnt. Ich würdige deshalb hier diesen von zwei renommierten englischen Graphikern aus dem Raster des Textteils heraus entwickelten Bildteil. Vorab ist das graphische System zu loben, das bei strenger logischer Einhaltung doch jedes Bildformat erlaubt, also keine dem Bildgegenstand abträglichen Beschneidungen erzwingt. Glücklicherweise ist das Verhältnis von 37 Druckgraphiken (selten Zeichnungen) aus der Zeit der Neugotik und 61 vom Autor in England, Frankreich und Deutschland in Berufsphotographenqualität gemachten Aufnahmen des heutigen Anblicks neugotischer Bauten. Didaktisch und optisch gut auf Mal sind die jeweils einem Thema gewidmeten Seitenpaare des aufgeschlagenen Buches. Germann hat die Abbildungen in sieben durch Kolummentitel gekennzeichnete Gruppen gegliedert, weitgehend unabhängig von der Komposition des Textes in fünf Kapiteln. Ich nenne im folgenden die sieben Kolummentitel:

1. Die Gotik des 17. und 18. Jahrhunderts. – Sechs Doppelseiten (Abb. 1–24) zeigen sechs Aspekte der Gotik im Zeitalter der Alleinherrschaft der klassischen Architektur. Sogar die unter der Suggestion des bereits oder noch Bestehenden gotisch vollendete Kathedrale von Orléans hat klassisch formulierte Portale. Die Brüder Langley begreifen die Gotik als vitruvianische Säulenordnung. Murphy zeichnet den kosmisch-geometrischen Menschen der Renaissancetheoretiker in den Querschnitt einer gotischen Kirche. Die Urhütte der antiken Mimesislehre legitimiert die Gotik als Naturarchitektur. Papworth und Carter stehen als frühe Propagandisten der Neugotik für bestimmte Gattungen und Funktionen (Landhaus und Kirche).

2. Frühe Neugotik in England. – Hier kommt vor allem Pugin, der bedeutendste neugotische Theoretiker und Praktiker Englands, zu breiter optischer Darstellung, zuerst als Mitarbei-

ter Barrys am Parlamentsgebäude, dann in selbständigen Werken wie der täuschend echten Kathedrale von Killarney (Irland), welche die im Text festgehaltenen Ideale Pugins verkörpert: Katholizität, Bekenntnis zur Heimat, normative Gültigkeit der Gotik unter Eduard I. (um 1300), moralisches Pathos (Echtheit, Wahrheit).

3. «Gotisch» und «Griechisch» in Frankreich und Deutschland. – Sechs außerordentlich schöne und sprechende Doppelseiten! Innenaufnahmen des Pariser Panthéon und von Saint-Vaast in Arras erinnern daran, daß ausgerechnet der Erzgriecher Soufflot die gotische Architektur wegen ihrer konstruktiven Leichtigkeit bewunderte und mit der klassischen Kolonnade verbinden wollte und konnte. Stimmungsmäßig äußerst reizvoll ist die Gartenruinendoppelseite (Abb. 43–45). Dann die Nationaldenkmäler in griechischer Tempelform, obwohl die Theoretiker den spezifisch nationalen Charakter gerade der Gotik hervorhoben. Eine Abbildung des unvollendeten Kölner Domes wird sinnvoll mit einer zeitgenössischen Zeichnung der seiner Vollendung dienenden Bauhütte konfrontiert. Zu den beiden kristallinen Turmrissen (Abb. 53 und 54) gehört jener auf dem Schutzenschlag.

4. Hochviktorianische Neugotik. – Diese sechs Doppelseiten (Abb. 55–68), fast alles Kamerameisterwerke des Verfassers, sind wertbeständige Goldprägungen im Zeitalter der Bilderinflation. Man spürt beim Betrachten die Vorliebe des Autors für jenes altersreife England, das sich zu letzter Weltgeltung aufraffte. Butterfield und Street erreichen die Qualität der Originalgotik des Early English; das Pfarrhaus von Coalpit Heath hat die visuelle Überzeugungskraft eines Schöpferwerkes im mythischen oder eines evolutionären Naturprodukts im biologischen Sinn.

5. Neugotik in Frankreich. – Wie der vorangehende Abbildungsteil den Textabschnitt über die einschlägige englische Neugotikzeitschrift «The Ecclesiologist» (S. 97–125) illustriert, so verbildlichen diese vier Doppelseiten vor allem den Text zu den «Annales archéologiques» (S. 125–138), wie die für die Neugotik wichtigste französische Zeitschrift heißt. Zwei der drei hier optisch vergegenwärtigten Architekten waren ihre Mitarbeiter: Lassus und Viollet-le-Duc. Eine besonders gut gelungene Bilddokumentation ist die Doppelseite mit den Abbildungen 76–78: Äußeres, Inneres und Kapitell der Kirche von Aillant-sur-Tholon, entworfen von Viollet-le-Duc.

6. Neugotik in Deutschland. – Wiederum Illustrationen zur Interpretation einer wichtigen Neugotikzeitschrift: «Kölner Domblatt» (S. 139–151). Die Abbildungen 83 und 84 zeigen Kirche und Bahnhof in nämlicher Quadermauer-Holzdach-Konstruktion. Kirchen von Zwirner, Schmidt und Statz sind gewissermaßen Nebenwerke aus der Kölner Dombauhütte. Die Abbildungen 91 und 92 zeigen die beiden vom Dombblattredaktor Reichensperger erwähnten Rathäuser von Wien und München, an welchen sich die Neugotik als für alle Bauaufgaben tauglicher Universalstil bewährt.

7. Nachwirkende Ideen. – Diese kleine, dem gleichnamigen Textteil entsprechende Abbildungsgruppe ist naturgemäß optisch heterogen. Gut gewähltes Schlußbouquet des epochalen neugotischen Feu d'artifice ist Feingers Holzschritt «Kathedrale der Zukunft», Illustration zu Ludwig Grottes Satz: «Das Bauhaus sah sich als Hütte am Fuß der Kathedrale, die Feininger in gläsernen Visionen verherrlicht hat.»

Daß Germann stets mit der äußersten Grenze der Forschung Schritt hält, beweisen der gegenüber der um zwei Jahre älteren englischen Ausgabe neue Textabschnitt (S. 26) über die früheste Wortverbindung «der gotische Stil» in deutscher Sprache (1797), an die vierzig in den Text eingearbeitete neue Literaturtitel und neun im Vorwort kommentierte Studien, die dem Autor während der Drucklegung bekannt geworden sind.

Bruno Carl

Studien zur vor- und frühgeschichtlichen Archäologie. Festschrift für Joachim Werner zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von GEORG KOSSACK und GÜNTHER ULBERT. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Ergänzungsband 1. – Teil I: Allgemeines und Vorgeschichte, Römerzeit. XXIV und S. 1–292, 64 Textabb., 9 Tabellen, Tafeln 1–24, Beilage 1. – Teil II: Frühmittelalter. VI und S. 293–657, 121 Textabb., 8 Tabellen, Tafeln 25–48, Beilagen 2–11. (Verlag C.H. Beck, München 1974.)

Dem vielseitigen Forscher und Universitätslehrer Joachim Werner (München) haben zu seinem 65. Geburtstag 29 seiner ehemaligen Doktoranden und Habilitanden mit einer zweibändigen Festschrift eine respektable Dankesgabe gewidmet. Das Geleitwort von Otto Kunkel würdigt die Stationen seiner Tätigkeit und seine fachlichen Verdienste, die sich im Schriftenverzeichnis mit 242 Einzelschriften, Aufsätzen, lexikalischen Beiträgen, Besprechungen und Nachrufen spiegeln.

GEORG KOSSACK eröffnet den 1. Teil «Allgemeines und Vorgeschichte» mit dem verheißungsvollen Titel «Prunkgräber», der Assoziationen mit reich ausgestatteten Fürstengräbern aus Ur- und Frühzeit weckt. Der Verfasser überrascht den Leser mit einer neuen Betrachtungsweise, bei welcher er sich an Kriterien der Verhaltensforschung orientiert und Prunkgräber als Phänomene von Verhaltensweisen zu erklären versucht. Er läßt es nicht bei theoretischem Essay bewenden, sondern zieht vielerlei literarisch belegte Vorgänge aus der antiken und frühmittelalterlichen Welt heran, mit welchen er ein bestimmtes Grundverhalten elitärer Oberschichten nachzuweisen vermag, die vornehmlich im Zeitpunkt des Kontaktes zu Hochkulturen und politischen Konstellationen sich zu einer Identifizierung mit dem als überlegen eingeschätzten Partner veranlaßt sehen und die das u.a. im archäologisch faßbaren Bestattungsritual entsprechend darstellen. Der Verfasser ist der Meinung und belegt diese auch, daß sich Prunkgräber vielfach als Ausdruck eines in Gang gesetzten Kulturwandels auffassen lassen. Damit regt er gleichzeitig an, die Existenz von sog. «Adels- und Fürstengräbern» nicht vereinfachend stets als Statussymbol nur für aristokratische Macht zu interpretieren, sondern die ursächlichen Zusammenhänge mit einem differenzierteren Betrachtungsraster zu analysieren.

Fünf weitere Aufsätze sind vorgeschichtlichen Themen gewidmet. HERMANFRID SCHUBART entwickelt Überlegungen «Zur Gliederung der El-Argar-Kultur», der wichtigsten Bronzezeitkultur der Iberischen Halbinsel, wobei die typologische Stufengliederung und die relative Chronologie im Vordergrund stehen, nachdem sich der Autor zu den mediterranen Beziehungen bereits anderorts geäußert hat (Madr. Mitt. 14, 1973). – Für HERMANN MÜLLER-KARPE bildet «Ein frühetruskisches Stiergefäß» den Anlaß, ein frühes Beispiel der Bildrezeption in der Frühzeit Italiens vorzulegen und die Herkunft aus der griechisch-orientalischen Vorstellungswelt zu belegen. – In einem Vorbericht macht WALTER TORBRÜGGE singuläre «Hallstattzeitliche Terrakotten von Fischbach-Schirndorf in der Oberpfalz» bekannt. Die nächsten Parallelen zu diesen anthropomorphen, auf Schalen angebrachten Statuetten stammen aus einem Hügel der bekannten Fundstelle von Gemeinlebarn in Niederösterreich. – Nicht minder bedeutend sind «Hügelgräber der Hallstatt- und Latènezeit bei Höresham», die HANS PETER UENZE bekanntgeben kann. Seit dem Zweiten Weltkrieg sind aus dem südlich der Donau gelegenen bayerischen Raum keine frühlatènezeitlichen Gräber mehr zum Vorschein gekommen. Das in Höresham gefundene Schwert ist überdies das erste frühlatènezeitliche Exemplar aus Südbayern. – Eine anregende wirtschaftsgeographisch-archäologische Studie widmet LUDWIG PAULI unter dem Titel «Der goldene Steig» den reichen frühlatènezeitlichen Gräbern im Raume des östlichen Mitteleuropa. Dem Verfasser geht es um

die Frage, welcher Art der in frühlatènezeitlichen Gräbern mit mediterranen Importen und Wagen oder Pferdegeschirr dokumentierte Reichtum sei. Das Verbreitungsbild zeigt eine Aufreicherung entlang von Salzach und Inn bis hinein nach Böhmen und markiert zugleich auch den Verkehrsweg, auf dem der Handelsaustausch erfolgte und die Südimporte nach Norden gelangt sind. Wie J. Driehaus bei den mittelhochdeutschen «Fürstengräbern» auf einen Zusammenhang mit Eisenerzvorkommen hingewiesen hat, so kann Pauli für Westböhmen eine ganz ähnliche Situation erschließen. Der Verfasser vermutet mit Recht, daß wirtschaftsgeographische Voraussetzungen zugrunde lagen (in Böhmen: Eisenbergbau, Goldgewinnung und Lage an Fernverbindungen; im Alpenbereich: Salzbergbau). Es handelt sich um einen alten Fernhandelsweg, auf dem dann auch im Mittelalter das Salz nach Böhmen gelangte und der unter dem Namen «Goldener Steig» als gewinnbringender Saumweg bekannt war.

Die provinziäl-römischen Themen berühren auch die Schweiz bzw. schweizerische Fundstücke. MANFRED MENKE, «Rätische Siedlungen und Bestattungsplätze der früh-römischen Kaiserzeit im Voralpenland», unterzieht die rätische Formengruppe, die Paul Reinecke 1957 erstmals zusammenstellte, einer subtilen Analyse. Mit dieser Gruppe sind bekanntlich u.a. Tierkopffibeln verbunden, wovon sich einzelne Exemplare im Wallis, Tessin, in Graubünden sowie in Vindonissa fanden. Zudem gehört dazu der massive Tierkopfarmring aus Liesberg BE, den der Rezensent kürzlich erstmals vorgelegt und mit dieser rätischen Gruppe in Beziehung gebracht hat (Helvetia Archaeologica 2, 1971, 68ff.). Wenn es auch noch nicht gelingt, für Träger und Herkunft dieser rätischen Formengruppe gesicherte Aussagen zu machen, so erbringt der Verfasser immerhin den Nachweis, daß sie in ihrem Hauptverbreitungsgebiet zwischen Bodensee und Isar «neu» auftritt und daß die zugehörigen Siedlungen Neugründungen wahrscheinlich aus frühüberischer Zeit sind, die zum Teil direkt an römischen Fernstraßen lagen. Eine Ableitung aus vorhergehenden bayerisch-schwäbischem Spätlatène wird ausgeschlossen, eine aus ostalpenländischem vorsichtig in Erwägung gezogen, womit sich der Autor in Gegensatz zu den bisherigen Meinungen stellt, wonach es sich um einheimische rätische Elemente handle. – «Ein Flügelfibelfragment vom Lorenzberg bei Epfach» gibt JOCHEN GARBSCH willkommenen Anlaß, nahezu 300 Neufunde und Nachträge zu den in seiner Arbeit über die norisch-pannonische Frauentracht behandelten Fibeln bekanntzumachen, die Chronologie sowie die Verbreitung dieser Gattung in Rätien und Iuvavum (Salzburg) von neuem zu überprüfen und das Ergebnis in einer schematischen typologischen Darstellung bildlich festzulegen. Die Ergebnisse sind auch für die Schweiz aufschlußreich, zumal die schweizerischen Fundstücke miteinbezogen sind. Schließlich äußert sich der Verfasser noch zur im vorhergehenden Aufsatz von M. Menke behandelten rätischen Skelettgräbergruppe, da in dieser ebenfalls Flügelfibeln vorkommen. Garbsch betont die frühe Abhängigkeit Rätiens vom südostalpinen Raum und erwägt mit Recht, ob die kurzlebige rätische Fibelmode nicht mit dem früh-römischen Militär und dem ihm folgenden Troß zu verknüpfen sei. – MARTIN HELL veröffentlicht einen «Depotfund mit römischem Bronzegeschirr aus Zell am See in Salzburg». Der Fund, der an einer antiken transalpinen Verkehrsrouten zum Vorschein gekommen ist, enthält u.a. eine Kasserolle aus der Offizin des bekannten campanischen Meisters P. Cippius Polybius. – Hinter dem Titel «Drei Grazien aus Bayern» von HANS-JÖRG KELLNER verbirgt sich die künstlerische und ikonographische Würdigung eines schönen, 1973 in Pfförring gefundenen römischen Spiegels, der auf der Zierrückseite aus getriebenem Bronzeblech eine reizvolle Darstellung der drei Grazien trägt. Kellner kann gleich vier weitere Spiegel derselben Art, aber mit anderen Motiven, vorlegen, die kürzlich in den Besitz der Prähistorischen Staatssammlung München gelangt sind. – «Straubing und Nydam» bieten mit römischen

Schwertern mit figürlichen Metalleinlagen für GÜNTER ULBERT einen aufschlußreichen Ansatzpunkt, die römisch-germanischen Kulturbeziehungen im Spiegel römischer Waffen zu würdigen. Seine Zusammenstellung von Schwertern mit solchen Metalleinlagen, Inkrustationen sowie eingestempelten Zeichen und Marken, die bisher fast ausschließlich von außerhalb der römischen Grenzen bekanntgeworden sind, illustriert deutlich, daß im freien Germanien nicht nur Silber- und Bronzegerätschaft, Terra sigillata, Gläser und andere Wertsachen, sondern auch Waffen eine große Exportrolle gespielt haben. Der Verfasser zeigt zugleich die Bedeutung neuer Funde von römischen Langschwertern u. a. aus Augst und des wichtigen Lyoner Schwertgrabes von etwa 200 n. Chr. mit dem Cingulumbeschlag «Utere felix». Im übrigen sei hier auf bisher unbeachtet gebliebene ähnliche Beschlagteile hingewiesen, die sich in der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums von unbekanntem, wohl schweizerischem Fundort befinden. – Einen weiteren wertvollen Beitrag zur militärischen Ausrüstung der Spätzeit leistet BERNHARD OVERBECK, «Numismatische Zeugnisse zu den spätromischen Gardehelmen». In repräsentativer Auswahl werden numismatische Belege vorgelegt, die eindeutig und nachweisbar die Übernahme einer persischen Schutzwanne und Insignie durch Rom zeigen. Zunächst war die Übernahme des Helmes als Waffe durch rein militärische Überlegungen bedingt, seine Ausschmückung zum Rangabzeichen stellt eine Parallele zu persischen Gepflogenheiten dar. – Zwei wertvolle typologische Studien zur spätromischen Zeit bilden den Schluß des 2. Teiles. ROBERT KOCH, «Spät-kaiserzeitliche Fibeln aus Südwestdeutschland», legt eine subtile Analyse von singulären Fibeltypen (Ringfibel mit Ansatzplatte, Armbrustfibel, Bügelknopffibel mit doppelkonischem Knopf, Fibel mit polyedrischem Bügel- und Fußknopf) vor. – ERWIN KELLER entwickelt eine sorgfältig erarbeitete neue typologische Grundlage «Zur Chronologie der jüngerkaiserzeitlichen Grabfunde aus Südwestdeutschland und Nordbayern». Beide Arbeiten bringen neues Licht in die auch für die Schweiz bedeutungsvolle Zeit zwischen dem Fall des römischen Limes und der totalen Auflösung der römischen Grenzwehr an Rhein und Donau, während welcher germanische Neusiedler aus dem Norden das freigelassene Land in Südbaden und Südwürttemberg erschlossen. Die Beziehungen sowohl zu ihren Herkunftsgebieten als auch zu den römischen Provinzen werden deutlich aufgezeigt und in gesicherte chronologische Bezüge gestellt.

Der 2. Band der Festschrift enthält 15 Beiträge zum Frühmittelalter, dem eigentlichen Fachgebiet des Jubilars. HORST WOLFGANG BÖHME, «Zum Beginn des germanischen Tierstils auf dem Kontinent», versucht, ausgehend von den spätromischen Kerbschnittgürtelgarnituren des 4. und 5. Jahrhunderts, eine spätantike Tradition aufzuzeigen, welche den Stil angeregt haben dürfte, wie auch die auf dem Boden der ehemaligen gallisch-belgischen Provinzen weiterentwickelten Bronzearbeiten mit zoomorpher Verzierung aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Böhme vermutet, «daß nicht nur die unmittelbaren Vorläufer für die nordischen Tierfiguren des ersten Stils aus dem spät- und subrömischen Kunsthandwerk des linksrheinischen Raumes stammen, sondern daß auch der letzte Schritt zu einer kontinentalen und vom Norden weitgehend unabhängigen Tierstilausbildung in demselben Gebiet vollzogen wurde». – Von HAYO VIERCK stammt ein umfangreicher Beitrag über die «Werke des Eligius». Er unternimmt zum erstenmal einen eingehenden Versuch, Werk und Wirkung des berühmten aquitanischen Goldschmieds und Bischofs Eligius (um 588–660) zur Zeit der Könige Chlotar II. und Dagobert I. zu würdigen und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung aufzuzeigen. Aus dem, was aus der Lebensbeschreibung und anderen Quellen über diesen Meister bekannt ist, geht hervor, daß er unbestritten als «summus aurifex in regno» galt. Seine auserlesenen Werke, die für die königliche, adelige und kirchliche Repräsentation geschaffen wurden, entstanden in sei-

nen eigenen Werkstätten (Limoges, Paris, Noyon, Tournai?) oder in dem von ihm gegründeten Kloster mit Werkstatt in Solignac bei Limoges. Der Verfasser geht von dem Eligius zugeschriebenen Gemmenkreuz von St-Denis und dem Kelch von Chelles aus – Werke, die einerseits nur in einem Fragment erhalten, andererseits nur in einer alten Zeichnung überliefert sind – und stellt im folgenden einige bekannte und andere, neu als Werke der merowingischen Hofkunst identifizierte Denkmäler: Abt Sugers Jadeschale, den Sardonyxpokal von St-Maurice im Wallis, die «Patene» Karls des Kahlen und die Spolie eines Reliquiars im Trierer Egbertschrein, unter Einbeziehung ihrer historischen Überlieferung und ihrer kunsthandwerklichen Technik ausführlich zur Diskussion. Die anregende und weit ausgreifende Studie bringt zudem neue Indizien, daß dem Raum von Aquitanien für das merowingische Kunsthandwerk eine größere Vermittlerrolle zugesprochen werden darf, als das bisher geschehen ist.

Ein viel zu wenig beachtetes Gebiet betritt GUDULA ZELLER mit ihrem Aufsatz «Zum Wandel der Frauentracht vom 6. zum 7. Jahrhundert in Austrasien», worin sie insbesondere die Fibelkombination untersucht und den Wandel von den Fibelpaaren des 6. Jahrhunderts zu den Einzelfibeln des 7. Jahrhunderts herausstreicht. – Einen Beitrag zur Beigabensitte der jüngeren Kaiserzeit und der Merowingerzeit bietet Irmingard Ottinger, «Waffenbeigabe in Knabengräbern», wobei sie – unter Einbezug schweizerischer Beispiele von Bülach, Elgg und Flums – vornehmlich die Beigabe von Saxen und Äxten untersucht und die Möglichkeit der sozialen Differenzierung prüft. – SIEGMAR VON SCHNURBEIN behandelt die Probleme der eisernen Lanzen spitzen mit Widerhaken, die aufgrund einer Beschreibung von Agathias (6. Jh.) als «Ango» bezeichnet werden. Die Herkunft ist nach wie vor nicht eindeutig geklärt. Der Verfasser, dem hier eine eingehende Studie mit Behandlung der Formen, Verbreitung und Zeitstellung sowie Kampfweise verdankt wird, nimmt an, daß sich der Ango aus der germanischen Widerhakenlanze entwickelt habe, die mitunter auch Waffe der germanischen Söldnerheere gewesen sein dürfte. – WILFRIED MENGHIN, «Schwertortbänder der frühen Merowingerzeit», gliedert die halbrund abschließenden Schwertscheiden-Enden der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in vier typologische Gruppen mit mehr oder weniger getrennten Verbreitungsgebieten. Drei Schwerter aus den frühen Basler Gräberfeldern und eines aus Schleithem fallen unter die Typen mit profiliertem Schlußknopf, deren Fundpunkte sich im Rheintal und in Südwestdeutschland konzentrieren und für die der Verfasser eine eigenständige rechtsrheinisch-germanische Entwicklung, letztlich wie die U-förmigen Ortbänder in einer spätantiken Tradition annehmen möchte. – RENATE PIRLING publiziert einen bisher unbeachtet gebliebenen «Spangenhelm des Typus Baldenheim aus Leptis Magna in Libyen» und erweitert damit die Liste der bekannten 23 Exemplare – darunter eines im Schweizerischen Landesmuseum – dieser prunkvollen und exquisiten Helmform der Merowingerzeit aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts um ein neues aus Nordafrika, dem bisher einzigen außerhalb Europas. Aber auch dieser Fundort vermag über die immer noch nicht befriedigend gelöste Frage der Herkunft und Werkstätten dieser Helmform vorerst noch wenig auszusagen. Immerhin wäre ein Zusammenhang mit dem byzantinischen Heer oder mit den Ostgoten durch Vermittlung der Wandalen nicht unmöglich.

SYNA UENZE, «Gegossene Fibeln mit Scheinumwicklung des Bügels in den östlichen Balkanprovinzen», behandelt einen zahlenmäßig dominierenden Fibeltyp an der unteren Donau, den sie zur ostgermanischen Hinterlassenschaft des letzten Drittels des 6. Jahrhunderts zählt. – Unter dem Titel «Mediterrane und fränkische Glasperlen des 6. und 7. Jahrhunderts aus Finnland» macht URSULA KOCH vier Perlenketten bekannt und bemüht sich, Herkunft und Da-

tierung insbesondere im Vergleich mit anderen Buntglasperlen Europas (inkl. Schweiz) abzuklären. Die finnischen Ketten dürften als Belege für den merowingischen Fernhandel zu betrachten sein. – In die frühe Karolingerzeit führt der Aufsatz von URIKE GIESLER, «*Datierung und Herleitung der vogelförmigen Riemenzungen*», einer in Jugoslawien verbreiteten karolingischen Sporengarnitur, die ihrerseits wieder neue Anhaltspunkte für eine differenziertere Datierung der bisher als etwa zeitgleich betrachteten anglo-karolingischen Tierornamentik gestattet. – OTTO v. HESSEN gibt eine wertvolle, sowohl Form wie Verzierungsweise einbeziehende Übersicht über «*Byzantinische Schnallen aus Sardinien im Museo Archeologico zu Turin*», bei denen es sich meist nicht um Originale aus byzantinischen Großwerkstätten des östlichen Mittelmeerraumes, sondern um einheimische Erzeugnisse, also um Nachgüsse und Kopien handelt. – VOLKER BIERBRAUER veröffentlicht «*Alamannische Funde der frühen Ostgotenzeit aus Oberitalien*», die er mit eindeutig Alamannen zuweisbaren Funden der Zeit vom letzten Drittel des 5. Jahrhunderts und des ersten Drittels des 6. Jahrhunderts u.a. auch aus der Schweiz verknüpfen kann. Eine Erklärung, woher und warum diese Alamannen nach Oberitalien gerieten, bietet die zeitgenössische Überlieferung, die für 505/506 einen mißglückten Aufstand gegen die Frankenherrschaft verzeichnet und den Hinweis enthält, daß die flüchtigen Alamannen in einer Grenzprovinz des Ostgotenreiches eine Grenzwachtfunktion übernommen hätten. Der Verfasser neigt zur Auffassung, daß die vorgelegten Funde mit dieser Nachricht in Zusammenhang gebracht werden dürften. – FRAUKE STEIN nimmt mit «*Franken und Romanen in Lothringen*» eine alte Diskussion um das Ausmaß der fränkischen Besiedlung Galliens wieder auf und sucht im gut erforschten Gebiet zwischen oberer Maas und Saar mit Hilfe der Tracht- und Beigabensitte die Gräber der einheimischen Romanen von jenen der Franken zu unterscheiden. Es gelingt ihr, gewisse Kriterien zu gewinnen, die allenfalls mit Hilfe anderer Gesichtspunkte, wie etwa der Ortsnamenforschung, noch mehr Gewicht erhalten könnten. – Einen äußerst wichtigen Fund publiziert GERHARD FINGERLIN in seinem Beitrag «*Ein alamannisches Reitergrab aus Hüfingen*». Das 1966 bei Bauarbeiten leider arg zerstörte Adelsgrab bietet auch noch mit den geretteten Fundstücken ein Inventar, das mit den hervorragendsten Grabausstattungen der Zeit um 600 in Relation zu setzen ist. Dazu kommt, daß es infolge der guten Erhaltung von Teilen der einstigen hölzernen Grabkammer dendrochronologisch ausgewertet werden kann und somit einen absolut verankerten Fixpunkt für die Merowingerzeit werden dürfte. Besonders aufschlußreich ist neben dem typischen alamannischen Inventar der Import aus dem Süden, wie ein Bronzebecken und zwei Silberphalaren des Reiterzubehörs, dessen figürliche Darstellung mit Reiterbild und thronender Muttergottes hinsichtlich Sinngehalt und Herkunft besonders gewürdigt werden. Aus dem neuen Grabfund darf auf eine Adelsfamilie von überörtlicher Bedeutung geschlossen werden, die im Raume Hüfingen, wo bereits in römischer Zeit ein wichtiger Kreuzpunkt von Verkehrslinien lag, einen politischen Schwerpunkt gebildet haben muß. Ob von den späteren «*Heren von Hüfingen*» nicht nur eine topographische, sondern auch eine direkte genealogische Verbindung zum Reiter des Kammergrabes führt, bleibt einstweilen Spekulation. – Mit einem siedlungsgeschichtlichen Beitrag schließt die voluminöse und gewichtige Festschrift. HERMANN DANNHEIMER legt aus seiner erfolgreichen Forschungstätigkeit neue Erkenntnisse «*Aus der Siedlungsarchäologie des frühen Mittelalters in Bayern*» vor. An einigen beispielhaften Befunden gelingt ihm der Nachweis, daß im Bereich heutiger Dörfer die an mehreren Stellen konstatierten Reihengräber mit entsprechenden alten Einzelhöfen oder abge-

gangenen Siedlungen verbunden werden können. Die frühmittelalterliche Besiedlung bestand also überwiegend aus Einzelhof- und Weilersiedlungen mit eigenen kleinen Gräberfeldern, im Gegensatz zu den großen Dorfsiedlungen des späteren Mittelalters, die vielfach diese alten Höfe integriert haben.

Rudolf Degen

ALBERT ITEN, ERNST ZUMBACH: *Wappenbuch des Kantons Zug*. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. (Verlag Kaltzender, Zug 1974.) 248 S., 16 Farbtafeln, zahlreiche Textabb. (Fr. 150.—).

Es gereicht dem Kanton Zug zur Ehre, über ein neues, sehr schön aufgemachtes und allen Anforderungen gewachsenes Wappenbuch zu verfügen. Die erste Auflage erschien lieferungsweise in den Jahren 1937–1942 als Beilage zum Zuger Neujahrsblatt. Dem vollendeten und als Buch zusammengefaßten Werk wurde damals ein vaterländisches Vorwort vom Zuger Bundesrat Philipp Etter vorangestellt. Die neue Ausgabe wurde nötig, weil die begehrte Auflage von 1942 längst vergriffen ist und sich das Interesse für Familienwappen heute reger denn je bemerkbar macht. Man darf es als Glücksfall bezeichnen, daß zwei der Hauptautoren sich auch für die Revision zur Verfügung stellten und sich dieser in einer bewundernswürdigen selbstkritischen Art entledigten. Dr. jur. Ernst Zumbach behandelte ehemals die Geschlechter der Gemeinde Zug, von Menzingen, Baar und Neuheim, Pfarrer Albert Iten jene der übrigen Gemeinden, während Dr. phil. Wilhelm Josef Meyer die heraldischen Texte schrieb. In der Überarbeitung widmete sich Iten den Einträgen aller Familien sowie einiger Landgemeinden und trug damit die Hauptlast. Maßgebendes zog er aus dem von 1952–1964 von ihm selbst, E. Gruber und E. Zumbach herausgegebenen zweibändigen Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug. Auch neu erschlussene weitere Geschichtsquellen machte sich der durch mehrere andere historische Publikationen bestens ausgewiesene Autor zunutze. Die Überlieferung durch jüngere Wappenbücher erfuhr in den Zitaten eine Straffung zugunsten der ermittelten Siegel und Kabinettscheiben. Der heraldische Teil wurde weitgehend vom verstorbenen W.J. Meyer übernommen; dessen Name ist aber im Titel nicht mehr aufgeführt. Unverändert ließ man die 15 Farbtafeln mit den Wappenzeichnungen von Anton Wettach (1868–1947). Die Korrektur und Ergänzung der vielen Strichzeichnungen besorgte Eugen Hotz aus Baar.

Rein äußerlich gewinnt man den Eindruck des gleichen Buchs, doch geht man ins Detail, so bemerkt man, daß doch vieles geändert, gestrafft und präzisiert worden ist, besonders im Teil über die Geschlechter. Man vergleiche zum Beispiel die Ausführungen über die Familie Stocker (S. 168 ff., alt Nr. 324). Der Text über die Gemeindegewappen erscheint demgegenüber nur wenig modifiziert.

Das historische und heraldische Familienlexikon bildet die gewichtige Hauptpartie des Buches; er ist neuerdings nicht mehr durchnummeriert. Ein Register, nach Gemeinden geordnet, beschließt ihn. Daran fügt sich die Besprechung der Wappen von Stadt und Kanton Zug sowie der zehn Landgemeinden. In einer Zugabe wird das schweizerische Wappenrecht erörtert. Die nähere Prüfung des Textes ergibt, daß die Ausgabe sorgfältig gearbeitet ist. Die Heimatliebe ließ die Autoren sämtliche Hindernisse übersteigen. Aus einer unsäglichen Kleinarbeit heraus haben sie ein in jeder Hinsicht überzeugendes und übersichtliches Ganzes geschaffen. Ihr Werk kann als Muster für anspruchsvolle Publikationen ähnlicher Art betrachtet werden.

Lucas Wüthrich